

der Sachverständige, Professor Dr. Lewin, in der heutigen Sitzung des Hülfsuntersuchungsausschusses mit Dr. Ripper verhandelt, der das chemische Gutachten über Dr. Hüßes Tod abgegeben hat, erklärte Dr. Ripper: „Ich halte den Satz meines Gutachtens, daß Dr. Hüße kurz vor seinem Tode erhebliche Mengen Luminal genommen haben muß, nunmehr nicht mehr aufrecht.“

Die Verlobung des Prinzen Philipp von Hessen. Frankfurt, 22. Juni. Bei der Verlobung des Prinzen Philipp von Hessen mit der Prinzessin Sasalpa hat die Festgongstunde gewisse Schwierigkeiten gemacht, da der Prinz Protestant ist und seinen Glauben nicht aufgeben will. Es heißt, daß bereits mit dem Vatikan Vereinbarungen getroffen worden sind, um der Prinzessin die Erlaubnis zu geben, mit einem Andersgläubigen die Ehe einzugehen, wobei kommende Kinder der katholischen Religion angehören müssen. Philipp von Hessen war seit Jahren am italienischen Hofe ein gern gesehener Gast.

Marshall Joffre erkrankt.

Paris, 22. Juni. Marshall Joffre ist auf der Reise vom Tournaï nach Lille an einer heftigen Halsentzündung erkrankt.

Reichsverband deutscher Kriegsbeschädigter und Kriegshinterbliebener.

Vom Reichsverband deutscher Kriegsbeschädigter und Kriegshinterbliebener (Ortsgruppe Wilsdruff), welcher am 13. und 14. Juni seinen diesjährigen ordentlichen Gau-tag (Gau freistaat Sachsen) in Dresden, Logenhaus, Ostallee, abgehalten hat, gehen uns folgende Zeilen zu:

Als zu Beginn des Krieges die ersten Hüge mit den roten Kreuzen auf den Wagen in die heimatischen Bahnhöfe rollten, da ging eine Erschütterung durch Deutschlands Dabeingebliebene. Jung und alt strömte herbei, um mit helfenden Händen jenen das Los zu erleichtern, die draußen für des Vaterlandes Wohl und Wehe ihr Kostbarstes eingesetzt haben; Glieder und Gesundheit. Besser sollten und würden sie es haben, als die Invaliden von 1870, das was das allgemeine Gefühl. Wohlfühlvereine und Organisationen schossen üppig aus dem Boden, und gern denken die Kriegsbeschädigten jener Zeit an die Liebe und Pflege zurück, die ihnen überall zuteil wurde.

Es war aber schon während des Krieges klar, daß die Kriegsbeschädigtenfürsorge auf die Dauer nicht der freiwilligen Wohlthätigkeit allein überlassen werden konnte. Einmal war ein einheitliches Arbeiten vonnöten und weiterhin war vorzuziehen, daß mit der Dauer des Krieges die Blut der Begeisterung und Hingabe für seine Opfer derselben und manchen Kriegsbeschädigten aufs trödliche sehen würde. Es war ganz erklärlich, daß sich die Kriegsbeschädigten in treuer Kameradschaft zusammenschlossen, um einmal sich gegenseitig im wirtschaftlichen Leben zu helfen und zu stützen, die amtliche Versorgung und Fürsorge zu beeinflussen und zum anderen alle Volksgenossen wieder zu dem freudigen Entgegenkommen zu bringen, das der Kriegsbeschädigte, die Kriegersonne und -waise, die Kriegermutter, der Kriegsvater braucht und auch verlangen kann. Diesem Ziele dient im besonderen Maße der Reichsverband Deutscher Kriegsbeschädigter und Kriegshinterbliebener, der in Sachsen-Freistaat 25 000 Mitglieder mit rund 40 000 versorgungsberechtigten Angehörigen zählt. Der Reichsverband, der für eine jede Kriegsbeschädigtenfürsorge als Vorbildung ansetzt, daß sie vom ganzen Volke, nicht von einzelnen Parteien und Richtungen getragen wird, identifiziert sich daher auch mit keiner bestimmten politischen Partei. Der Reichsverband wird von seiner Partei beeinflusst und beobachtet strenge parteipolitische Neutralität dahin, daß er Kriegsbeschädigte und Hinterbliebene aller Parteirichtungen aufnimmt und so den Gedanken der Volksgemeinschaft im tiefsten Sinne des Wortes dient. Der Reichsverband hofft durch Ueberzeugung der breiten Öffentlichkeit das Kriegsbeschädigtenproblem wieder in den Vordergrund des Interesses zu stellen und wünscht, daß alle Deutschen nie vergessen, was sie jenen zu ver-

danken haben, die Glieder und Gesundheit draußen liegen für des Vaterlandes Bestand.

Turnen, Sport und Spiel.

Internationale Wettkämpfe im Berliner Stadion. Vor etwa 40 000 Zuschauern fanden im Berliner Stadion die vom Berliner Sportklub veranstalteten Europa- und Weltkämpfe statt. Im 100-Meter-Lauf siegte der Bremer Houben in 10,6 Sekunden. Die vielgenannten amerikanischen Läufer Purchison und Padod verlagerten vollständig. Im 200-Meter-Lauf siegte der Holländer v. d. Berge (22,5), im 400-Meter-Lauf der Berliner Schmidt (50 Sek.) vor dem bekannten Holländer Pauken, im 800-Meter-Lauf der Schweizer Martin (1:56,5), im 1500-Meter-Lauf der Schweizer Schaefer (4:52), im 5000-Meter-Lauf der Finländer Anderseu (15:38), im 110-Meter-Hürdenlauf der Schwede Pettersson (15,1), im Weitprung der Italiener Tommasi (7,03 Meter), im Speerwerfen der Estländer Blumberg (58,47 Meter), im Stabhochsprung der Däne Petersen (3,70 Meter).

Sp. Im Länderfußballmatch Deutschland—Schweden, das in Stockholm stattfand, trugen die Schweden mit 1:0 den Sieg davon. Dem Kampfe wohnten etwa 10 000 Zuschauer, darunter die gesamte schwedische Königsfamilie, bei.

Uermischtes

Der angebliche zweite Erdenmond. Auch die Geschichte der Astronomie hat ihre Sensationen und ihre erfindenen Alarmergüsse. Fast jedes Jahr wird irgendwo — meist in Amerika — ein Komet entdeckt, der aus den Tiefen des Raumes mit fürchterlicher Geschwindigkeit unserer Erde entgegenrast und Verwirrung anzurichten droht. Diesmal ist aber nicht ein Haarfier, sondern gar ein zweiter Mond unserer Erde aufgetaucht. Amerikanische Blätter wissen ausführlich über die Tragweite dieses angeblichen himmlischen Fundes zu berichten. Warum sollten wir übrigens keinen zweiten Mond bekommen? Unser Planetennachbar Mars hat doch auch zwei Monde, und der Jupiter gar neun von dieser Sorte. Aber es ist leider nichts mit unserem zweiten Mond, der besonders den Dichtern, die ihn anfangen, und den Hundern, die ihn anbeten könnten, sehr willkommen gewesen wäre. Der angeblich entdeckte zweite Erdenmond entpuppt sich nämlich als ein kleiner Planet, der nicht der Erde, sondern der Allherrscherin Sonne untertan ist. Der neue Wandelstern wurde zum erstenmal auf der Hamburger Sternwarte durch den Astronomen Dr. Waade ausgemessen. Die Entdeckung eines Kleinwandelsterns ist aber an sich kein bedeutungsvolles astronomisches Ereignis, da es zwischen Marsbahn und Jupiterbahn über tausend solcher kleinen Planeten gibt.

— Hochzeit in den Wästen. Auf eine etwas sonderbare Weise ist dieser Tage in Detroit im Staate Michigan eine Trauung vollzogen worden. Das Brautpaar bestand aus einem Flugschüler namens Poiter und einem Fräulein (Madam) Ray Baxter, einer glühenden Verehrerin der Aviatur, und infolgedessen war es selbstverständlich, daß die Eheschließung in den Wästen stattfand. Aber Hochzeiten in den Wästen sind in Amerika nichts Neues mehr, während die Trauung des Flugschülers etwas Außergewöhnliches bringen sollte. Deshalb hegte man folgenden Plan aus: Das Brautpaar stieg in ein Flugzeug, der Geistliche nahm in einem zweiten Flugzeug Platz. Dann stiegen beide Apparate auf, wobei die erste Maschine der Brautigam

selber neuerte. In einer Höhe von 1000 Meter wurden in beiden Flugzeugen die Motoren stillgelegt, und der Geistliche vollzog mit Hilfe eines Lautsprechers die Trauungszeremonie. Dann wurden die Motoren wieder in Tätigkeit gesetzt und der Geistliche sofort zum Erdboden zurücktransportiert; das junge Paar aber unternahm eine viertelstündige Hochzeitsreise.

Bismard — in Friedrichsruh unbekannt! Wenn man von der vielgerühmten „Friedrichsruh“ spricht, schmunzeln alle Briefträger: „Sa, wir!“ Manchmal schläft aber selbst die Post, und dann ist es mit ihrer Fingigkeit Essig. Es ist kürzlich passiert, daß ein Mann aus Plauen im Vogtlande, was bekanntlich in Deutschland liegt, an den Reichstagsabgeordneten Fürsten Otto von Bismard in Friedrichsruh, den Enkelsohn des nicht ganz unbekannt verstorbenen Reichskanzlers gleichen Namens, eine Postsendung abgeben ließ, und daß diese Sendung bald darauf als unbestellbar zurückkam mit dem Vermerk, daß der Adressat in Friedrichsruh unbekannt sei. Auf eine Anfrage an die Oberpostdirektion kam der Bescheid, daß zu dem Ortsnamen Friedrichsruh unbedingt hinzugefügt werden müsse „Bezirk Hamburg“, sonst wisse es die Post nicht. Der weisland Reichskanzler Otto von Bismard kann froh sein, daß er tot ist: er hatte sicher eine ziemlich umfangreiche „Post“ und hätte wahrscheinlich die meisten von den Briefen, die er erwartete, von wegen „Bezirk Hamburg“ nicht bekommen.

Die Kagen und das Alkoholverbot. Sechs Kagen mußten es mit entgelten, daß Herr Rouquin, der Besitzer eines der bekanntesten New Yorker Restaurants, das Alkoholverbot übertreten hatte. Als nämlich laut Gesetz Herr Rouquins Alkoholfeller an Fenster und Türen vollständig verriegelt worden war, machte man plötzlich die fürchterliche Entdeckung, daß man die sechs Hausfagen des Alkoholverbrechers mit „eingesegelt“ hatte. Natürlich mißfiel es, wie das in Amerika üblich ist, sofort der Tiererschützerverein in die Sache und bezichtigte unter grauenvollen Drohungen und Flüchen die Polizei der Tierquälerei. In ihrer Angst vor den Kagenfreunden nahm die Polizei die Siegel offiziell wieder ab, aber keine einzige Kage war zu sehen. Sie waren alle entweder in Whisky ertrunken oder hatten in Rouquins Keller neben Alkohol auch noch Mäuse entdeckt. Was war zu tun? Ein Bundesgerichtsbeamter, ein zweiter Daniel, wußte Rat: er machte den Vorschlag, daß man an Rouquins Keller kleine Löcher offen lassen solle, durch die zwar kein Alkoholfässer, wohl aber eine Kage aus- und eingehen könne. Und also geschah es. Der Keller ist da, die Löcher sind da, und nur die Kagen sind noch nicht da; aber wenn sie wollen, können sie zu jeder Zeit kommen und in Rouquins Alkoholfeller das Gesetz übertreten. Damit hat sich auch der Tiererschützerverein einverstanden erklärt.

„Pst, pst! es ist ein Kranter auf See!“ Vor einigen Tagen wurde plötzlich von allen Stationen an der atlantischen Küste die Abfindung von Radiogrammen eingestellt. Man fragte sich in New York besorgt, was wohl die Ursache dieser Maßregel sein möge, und erhielt erst nach einigen Stunden die Aufklärung: ein Schwerkranter auf einem Schiff weit draußen im Ocean brauchte raschesten ärztliche Hilfe, und deshalb mußte der Radioverkehr stillgelegt werden. Das Schiff, auf dem sich kein Arzt befand, hatte drastlos die Stationen an der Küste und die anderen Schiffe auf dem Meere angesehen. Es meldete sich der Arzt Dr. Eider, der sich an Bord des transatlantischen Dampfers „Gedric“ befand. Um ihm nun den Empfang bestimmter Nachrichten über die Symptome des Krankheitsfalles und die Abfindung von Weisungen an den Kapitän des um Hilfe suchenden Schiffes zu ermöglichen, mußten die Stationen an der Küste schweigen. In New York gab dieser Fall Anlaß zu der scherzhaften Redensart: „Pst, pst! es ist ein Kranter auf hoher See!“

Kein Mensch begegnete ihr. Es läutete sieben, als sie wieder vor der Bürgermeisterei stand; das war die Zeit, in der Besa die Hengen im Stall moll. Von dorther glommt auch Laternenschein. Der Stall lag abseits neben dem Haus; ein einsamer Hofwinkel, auf den der Magd Kammerfenster schaute, trennte beide. Die Stalltür war angelehnt. Ein matter Lichtkreis fiel durch die Spalte und huschte über Nelbas Füße. Man hörte drinnen das Stroh rascheln, eins der Hühner im Schlaf gadern. Warum war Besa so still? Sonst sang sie hier gern mit schallender Stimme.

„Besa!“
Keine Antwort. Nelba blieb verwundert stehen — die Besa konnte nicht hier sein, die mußte doch sonst das Rufen hören! Aber der Laternenschein! Noch einmal: „Besa —!“ Wieder keine Antwort.

Sie trat näher zur Stalltür, der gestorene Schnee knachte unter ihren Füßen. Da — der Lichtschimmer drinnen erlosch plötzlich. Alles war finster.

Horch! Klang jetzt nicht ein unterdrücktes Rächern? Und jetzt — träumte sie, hörte sie recht? — war das nicht das Flüstern einer Männerstimme?

Nelba wagte sich keinen Schritt weiter, sie hielt den Atem an und fühlte, wie ihre Hände und Füße eiskalt wurden; nur ihr Kopf brannte.

Was war das? Eine glühende Röte schoß ihr läh ins Gesicht, ihre Hände krampften sich zusammen; sie machte einen Satz wie ein getroffenes Wild, stürzte dem Haus zu und auf ihre Stube. Dort rief sie sich das Mied vom Leibe, als hätte ihr Kopf etwas Unreines gestreift; sie warf sich über's Bett und schluchzte: „Warum hast du mich verlassen, Ferdinand? Warum konntest du mich nicht lieben? Ich werde schlecht. Vater, Mutter — Papa, Papa hilf mir!“

Sechzehntes Kapitel.

Bürgermeister Dallmer sah nun schon seine fünfundsiebenzig Jahre in der Eifel; einen so schlechten Winter wie den diesjährigen hatte er noch nie verbracht. Nicht, daß der rauher gewesen wäre als die früheren, immer lag der Schnee fußhoch bis tief in den März und in den Mulden hockten die Nebel, aber die Stimmung war trüber, der Ärger im Amt zu groß.

„Da müßt ein anderer Bürgermeister sein. Hol der Teufel die verdammten Bauerndischbüdel!“ Mit starken Schritten ging Dallmer in der Wohnstube auf und nieder. „Ich halt's nicht mehr aus!“

„Aber, Onkel, wenn du's nicht aushalten kannst,“ sagte Nelba mechanisch aus ihrem Traum heraus — sie sah am Fenster, die Stirn gegen die Scheiben gedrückt — „so leg doch die ganze Schere nieder!“

„Was?“ Er stand, als hätte er nicht recht. „Was reißt du, Kind?“ Er trat auf sie zu, drehte ihren Kopf zu sich herum, bog ihn mit der mächtigen Hand hintenüber und sah ihr durchdringend in die Augen. „Bist du so bis

Aber die Ohren in dich selbst vertieft, daß du gar kein Aug mehr hast für das, was um dich ist? Guck dir mal an, wie's hier oben aussieht! Die Welt sagt „armselig“; 's ist nicht unwahr auf den ersten Blick. Hier kann nur einer sitzen, der mit dem Herzen dabei ist. Meinst du, ich soll sie im Stich lassen, weil sie, wie ungezogene Kinder, nicht wissen, was sie wollen? Pst, Nelba, darum die Flinte ins Korn schmeißen!“

„Aber du klagst doch, Onkel, warum tust du's denn?“
„Ja — er nickte und lächelte dabei — „das ist so die menschliche Natur! Man senkt und beklagt sich, weil man immer bewundert sein will wegen der eignen Vortrefflichkeit. Daß ich's hier aushalte! Zum Kluck noch einmal, und ich müßt doch nirgend wo anders sein als hier oben.“ Er schlug sich auf die breite Brust und rief den Kopf von einander, als läste er sie dem Eifelwind entgegen. „Heiho, meine Eifel!“

Er lachte. „Was meinst du, Nelba, wie würd ich mich ausnehmen im Frack oder in der Uniform zwischen den verdammten Bierengeln? Ich kann das nicht mehr. Ich will nicht sagen, daß die Menschen hier Engel sind — o ja! Die Gemüter sind roh, die Leidenschaften ungezügelt. Es geht ihnen wie dem Strunk auf dem Feld, sie wachsen auf, wie sie wollen. Aber sie haben noch was Unversäffliches; mit dem Material ist's besser umgehn als mit dem künstlich präparierten.“

„Hat ja auch eine Zeit gegeben, da hab ich gemeint, ich kann's hier nicht aushalten; war noch zu sehr an den Dunstkreis vom Salon gewöhnt, an die Sporen und Lackstiefel. Aber ich sage dir — schwer fiel seine Hand auf der Rechte Schulter — „lieg du nur einmal so recht fest an der Brust der Natur, dann kriegst du andre Augen. Sie werden heller. Du sitzt auf einem hohen Berg — unter dir kräbhel und wibbel es, lauter Ameisen — du bist wie ein König! Wenn dein Kopf auch vom alten Stiefens nach der Mode von Anno dazumal schneidertest und deine Stiefelsohlen Nadel haben, du bist doch reich. Du hörst das Herz der Natur pochen, und deins pocht dagegen. Man wird besser. Man ist nicht mehr so kleinlich.“

„Herr Gott, wenn ich so alle Tage der Berge anseh und im Wald die Bäume und die Wasser rauschen hör, da sag ich mir: o du mein Schöpfer, wenn du mir Barm zu was Herrliches aufgebaut hast, wie darf ich da dem Mittern, der neben mir kriecht und nicht geringer ist als ich, was entziehen? Ich muß ihm so viel gewähren, als ich irgend kann. Schodschwerenot nochmal, was bin ich für ein erbärmlicher Kerl! Beklag mich gar zuweilen, räsonier: „Bauerndischbüdel, nicht mehr aushalten und so weiter!“ Hab ich mich wirklich beklagt, Nelba, sag mal?“ Er sah sie fragend mit einer Miene aufrichtiger Bestürzung an. Sie mußte lachen wider Willen. „Beklagt hast du dich nicht so sehr, Onkel, aber verflümmt bist du oft!“

„Ja, das ist's!“ Der Bürgermeister ließ sich schwer auf einen Stuhl fallen und stützte den Kopf in die Hand.

„Es kost einen doch, wenn man es so von Herzen gut mit ihnen meint und sie denken noch, man will ihnen was Böses. Das unglückselige Maar, es hat was zwischen mich und meine Eifel gebracht! Ich hab manch schlaflose Nacht drum. Kennst du die Geschichte, Kind?“

Sie nickte. „Heinrich Hommes hat sie mir erzählt; der sagt: Diebesten verstehen einander ja auch mal nicht!“

„Liebestante! Was — Liebestante hat er gesagt? Ha ha! Ach ja, meine Eifeler und ich verstehen einander jetzt immer nicht; ich weiß nicht, liegt es an mir, liegt es an ihnen? Zum Donnerwetter, sie müssen doch wissen, daß ich's gut mit ihnen meine! Wenn sie mir nicht parieren, die Schafstöpfe, und Dummeheiten machen, was kann ich dafür? Gestern in der Gemeindefestung hab ich es aber energisch erklärt, ich kümme mich um die Sache nicht mehr. Jetzt schreien die Meerfelder Hunger. Wie oft hab ich gesagt: fangt Hausindustrie an, flichtet Körbe, bindet Wäsen, schnitz Holzschalen! A was, sie denken nicht dran! Und alle Winter dieselbe Bitanel, diesmal toller denn je. Und die Wänsfelder halten auch nicht zu mir!“ Er seufzte und sah tief vor sich nieder. „Sie reden darüber, daß ich die Besa im Haus hab. Als ob ich alter Mann an der nicht reines Wohlgefallen haben könnte! Und dann das Scheußliche ist — er stodie und rüdtle heftig mit seinem Stuhl — „sie — sie sagen, ich hätte bei der Sache mit dem Meerfelder Maar meinen Profit gehabt. Von dem bewilligten Geld hätte ich — Herrgott, ist das eine Gemeinheit, es ist, um rasend drüber zu werden!“

Er fuhr sich durch die Haare, die Stimme zitterte ihm; er sprang auf und rannte in der Stube hin und her. „Sie sind toll, meine Eifeler!“

Nelba sah, daß er Tränen in den Augen hatte. Sie hatte ihn nie so gesehen. „Onkel“, sagte sie leise.

Er gab keine Antwort.

„Onkel!“ Sie legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Meine Eifeler!“

Sie blieben lange stumm. Im Regen knisterte das Feuer, die Holzstühle knackten; ein Regen von Funken sprühte durch die angelehnte Ofenür mitten hinein in die Stube. Sie glühten auf dem Boden; Nelba trat sie aus, schwarze eingefressene Punkte blieben in der weißgeheuteten Diele zurück. Sie sah darauf nieder — ach ja, solch eingefressene Punkte gibt's auch in jedem Herzen!

„Onkel!“ Sie lachte rasch vor dem Sitzenden nieder und sah ihm von unten herauf mit großen Augen fragend ins Gesicht. „Glaubst du, daß es etwas gibt, was einem die wunden Stellen im Herzen so zuteilt, als wären sie nie gewesen? Tut das die Religion? Ich möchte das wissen!“

Er schüttelte langsam verneinend den Kopf. „Hör mal zu, Nelba! Ich bin früher, als du noch gar nicht geboren warst, Offizier gewesen, dazu ein sehr stotter — du weißt es ja — der Vater spricht nicht gern davon, habe zu tolle Fabrien gemacht.“

(Fortsetzung folgt.)